

1 Der Connétable

»Sehen Sie«, vertraute Charles de Gaulle nach seinem Rücktritt als Regierungschef im Januar 1946 seinem Adjutanten Claude Guy an,

»ich habe immer gedacht, dass ich eines Tages an der Spitze des Staates stehen würde. Ja, es ist mir immer so vorgekommen, dass das ganz selbstverständlich sein würde.«

Nach einem Zug an seiner Zigarre fügte er hinzu:

»Ich glaube, dass ich mich einer Art Einbildung anvertraut habe, einer Art warnenden Einbildung [...] Und diese Einbildung, wenn ich daran denke, bedeutete nichts, sie hatte nichts Prophetisches: Tatsächlich sah ich mich zunächst als Kriegsminister.«¹

Soll man das glauben?

Es gibt in der Tat einige Berichte aus dem Leben des jungen Charles de Gaulle, die den Anschein erwecken, als ob da jemand zielbewusst auf die historische Rolle hin gelebt habe, die dem Führer des »Freien Frankreich« und ersten Präsidenten der V. Republik schließlich zufallen sollte. Als Kind spielte er mit seinen Brüdern gerne mit Zinnsoldaten und nahm dabei immer die Rolle des Königs von Frankreich für sich in Anspruch, der seine Truppen befähigte; die Brüder und Cousins durften englischer König oder russischer Zar sein. Mit 15 Jahren lieferte er seinen Lehrern im Pariser Jesuitenkolleg der Unbefleckten Empfängnis eine Arbeit über den *Feldzug nach Deutschland* ab, die zu Beginn des Jahres 1931 spielte, 25 Jahre in der Zukunft. Auf 20 Seiten verhinderte hier ein »General de Gaulle« souverän die Umklammerung seiner Armee durch deutsche Truppen und rettete so das Vaterland. In der Offiziers-

schule Saint-Cyr, in die er mit 19 Jahren eintrat, verpassten ihm seine Mitschüler alsbald den Spitznamen »der Connétable«. Im alten Frankreich war das der höchste Offizier des Königs gewesen, im Rang noch über dem Marschall.

Aber natürlich ist auch de Gaulle im Rückblick der biographischen Illusion erlegen, die die Vielfalt und partielle Widersprüchlichkeit der Anlagen eines jeden Menschen ebenso leugnet wie die Zufälle, die nun einmal auf sein Leben einwirken. Lange Zeit sah es überhaupt nicht danach aus, als ob dieser zweite Sohn eines Lehrers und späteren Studienpräfekten an eben diesem Jesuitenkolleg in Paris auch nur eine Fußnote in der französischen Geschichte hinterlassen würde. Im Gegenteil: Seine starke Einbildungskraft, verbunden mit einem ausgeprägten Hang zur Rechthaberei, prädestinierten ihn eigentlich für die Rolle eines Sonderlings, und er ist im Laufe seines Lebens auch oft genug als Don Quichotte verspottet worden. Als er sich im Juni 1940 entschloss, den Widerstand gegen die deutsche Besatzung Frankreichs zu organisieren, war alles andere als sicher, dass er damit Erfolg haben würde. Ebenso wenig war nach seinem Rücktritt vom Amt des Präsidenten des französischen Ministerrats im Januar 1946 zu erkennen, dass er noch ein zweites Mal an die Spitze des französischen Staates treten würde.

Was allerdings schon sehr früh zu sehen war, waren Begabungen, die den jungen Charles de Gaulle für eine solche Führungsposition prädestinierten: sein außerordentliches Selbstbewusstsein, gepaart mit hoher Intelligenz und einem Ehrgeiz, der sich darauf fokussierte, sich im Dienst an jener fiktiven Gemeinschaft hervorzutun, an die er glaubte: das »ewige« Frankreich, das von einem Königtum von Gottes Gnaden geformt worden war und nun unter den Folgen der gottlosen Französischen Revolution litt. Geschichte, wie sie ihm sein Vater vermittelte und auch im Jesuitenkolleg gelehrt wurde, die Geschichte der Könige und Feldherren, der Feldzüge und Schlachten, wurde bald sein Lieblingsfach. Noch vor seinem 15. Geburtstag verschlang er so umfangreiche und trockene Werke wie die *Geschichte des Konsulats und des Empires* von

Adolphe Thiers in 20 Bänden und *Das zweite Empire* von Pierre de La Gorce in sieben Bänden.

Die Identifizierung mit dem »ewigen« Frankreich verdankte Charles-André-Joseph-Marie de Gaulle der Familie, in die er am 22. November 1890 hineingeboren wurde. Die de Gaulles entstammten einem Adelsgeschlecht, das schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts auftaucht. Im 18. Jahrhundert waren direkte Vorfahren des künftigen Generals als Anwälte der Krone und Rechtsanwälte am Pariser Parlament tätig. Sein Urgroßvater, Parlamentsrat Jean-Baptiste-Philippe de Gaulle wurde auf Veranlassung des Konvents 1794 ins Gefängnis geworfen und brachte es schließlich zum Direktor der Militärpost in Napoleons Armee. Sein Großvater Julien-Philippe de Gaulle ruinierte sich als Inhaber eines Pensionats in Valenciennes und führte dann ein unstetes und höchst prekäres Leben als »freier« Schriftsteller. Vor dem gänzlichen Untergang rettete ihn die Ehe mit Joséphine Maillot, Tochter eines Tabakkontrolleurs aus Lille, dessen Familie auf Vorfahren im irischen Adel zurückblickte. Sie zeichnete sich durch ein umfangreiches Oeuvre von historischen Romanen, Erbauungsschriften und Biographien aus, in denen die heile Welt des vorrevolutionären und vorindustriellen Frankreich beschworen wurde, während ihr Mann eine monumentale *Geschichte von Paris* und andere historische Darstellungen hinterließ.

Ihr zweiter Sohn Henri, der Vater von Charles, träumte von einer Karriere im Militär, kämpfte als Freiwilliger im Krieg von 1870/71 und begann nach der Niederlage eine Laufbahn im Innenministerium. 1884 ließ er sich beurlauben, weil er den antiklerikalen Kurs seines Ministers Pierre Waldeck-Rousseau nicht länger mittragen wollte. Stattdessen ließ er sich von den Jesuiten als Lehrer für Französisch, Latein, Griechisch, Geschichte, Philosophie und Mathematik einstellen. Zu den Schülern, die durch seinen ebenso fordernden wie fördernden Unterricht geprägt wurden, zählten Georges Bernanos, Marcel Prévost, der spätere Kardinal Fernand Gerlier und die Generäle Jean-Marie de Lattre de Tassigny und Philippe Leclerc. Die antirepublikanische und streng katholische Gesinnung, die für

diesen Berufsweg bestimmend war, wurde noch verstärkt durch seine Heirat mit Jeanne Maillot, einer Nichte seiner Mutter, deren Katholizismus sich durch eine besondere Intransigenz auszeichnete. Die de Gaulles lebten in einem Milieu stolzen Widerstands gegen die herrschenden Tendenzen ihrer Zeit – den militanten und bisweilen frivolen Antiklerikalismus der III. Republik.

Wie die Frau von Charles de Gaulle später berichtete, war Jeanne de Gaulle der politisch fordernde Teil dieses Paares:

»Ohne jeden Zweifel hat der General den aggressiven Teil seines Charakters von ihr geerbt. [...] Meine Schwiegermutter war ohne jeden Zweifel das, was man eine Frau mit starkem Willen nennt. Von ihr hat der General das meiste. Sie interessierte sich für die Probleme der Politik und äußerte sehr eigene Meinungen und Urteile. Zurückhaltend formuliert muss man dazu sagen, dass sie kategorisch und leidenschaftlich waren. Mein Schwiegervater war ein abgehobener Mann von großer Belesenheit. Er zog das Nachdenken und die Bücher jeder anderen Sache vor. Vor der Politik grauste es ihm.«²

Charles war das zweite von fünf Kindern. Offensichtlich hochbegabt war er als Schüler zunächst mittelmäßig, sehr am Lesen und Schreiben interessiert, aber ansonsten undiszipliniert. Das änderte sich, als er mit knapp 15 Jahren die Idee entwickelte, Offizier zu werden. Für die Aufnahme in die Offiziersschule Saint-Cyr musste man hart arbeiten, und das tat Charles nun auch. Um sein Deutsch zu verbessern, verbrachte er die Sommerferien 1908 im Schwarzwald, als Gast eines katholischen Pfarrers, der ihm auch Freiburg und Luzern zeigte. Im September 1909, noch nicht 19 Jahre alt, bestand er die Aufnahmeprüfung in Saint-Cyr als 119. von 221 angenommenen Bewerbern. Das war kein glänzender Erfolg, aber es war ein Erfolg: schließlich waren fast 800 Kandidaten zu dem Auswahlverfahren angetreten. Der Weg zu einer Karriere in der von ihm bewunderten Armee stand ihm nun offen. Es war zugleich ein Weg, dem Vaterland zu dienen, ohne sich mit dem Regime der III. Republik gemein machen zu müssen.



Der Offiziersanwärter an der Militärakademie Saint-Cyr, etwa 1910 (Bridgeman Images Berlin).

Notgedrungen akzeptierte Charles de Gaulle auch das eine Jahr Rekrutenausbildung, auf das die republikanische Regierung alle künftigen Offiziersanwärter im Jahr 1905 verpflichtet hatte. Mit seiner Größe von 1,93 Metern – einem Erbe der mütterlichen Seite – fiel ihm das nicht leicht, doch ertrug er die strapaziösen Märsche, das stundenlange Exerzieren und den stumpfen Drill im 33. Infanterieregiment in Arras ohne viel zu klagen. Er bemühte sich, ein guter Kamerad zu sein, beteiligte sich auch bereitwillig an allerlei Aufführungen von zweifelhaftem Geschmack, hielt aber ansonsten die meisten Mitrekuren auf Distanz und konnte manchmal nicht verbergen, dass

er die Methoden seiner Vorgesetzten für entsetzlich verfehlt hielt. In der Offiziersschule selbst zeichnete er sich durch außerordentliche Lernbereitschaft aus, ebenso durch Bemühen um korrektes Auftreten und Bündigkeit im Ausdruck. »Prägnanz im Stil, Genauigkeit im Denken, Entschiedenheit im Leben«, schrieb er in Anlehnung an Victor Hugo als Motto in sein Studienheft.³ Das brachte ihm gute Noten ein, auch dort, wo er seine Schwächen hatte – beim Sport und beim Schießen. Beim Abschluss der Schule zum 1. September 1912 brachte er es auf den 13. Rang von 211 Absolventen.

Auch als Offiziersschüler war Charles de Gaulle ein eifriger Leser. Zu den historischen Darstellungen kamen jetzt Autoren der Antike, Kirchenväter, mittelalterliche Chronisten, französische Klassiker wie Racine und Corneille, aber auch Chateaubriand, Vigny und Flaubert sowie zeitgenössische philosophische und politische Autoren. Besonders die Lektüren von Charles Péguy und Maurice Barrès halfen ihm, die emotionale Bindung an die Monarchie zu überwinden, deren Restauration offensichtlich unmöglich geworden war. Die Nation gewann für ihn jetzt eine mystische Dimension auch diesseits des Königtums, ihre Geschichte ging über die Revolution hinaus, und ihre Zukunft hing von einer moralischen Erneuerung ab. Um daran mitzuwirken, wollte er ein Tatmensch werden, wie er ihn in der Kombination von Intellekt und Impulsivität bei Henri Bergson beschrieben fand. Von Charles Maurras, dem Begründer der royalistischen *Action française*, übernahm er die pessimistische Sicht der außenpolitischen Verhältnisse, die scharfe Kritik am parlamentarischen Betrieb und das Misstrauen gegenüber dem deutschen Erzfeind.

Als einem der besten Absolventen seines Jahrgangs stand de Gaulle der Dienst in einer der Prestige-Einheiten der Armee offen, etwa bei den Jägern oder im Kolonialdienst in Marokko. Der frischgebackene Leutnant entschied sich freilich, zu dem wenig attraktiven 33. Infanterieregiment in Arras zurückzukehren. Wahrscheinlich wollte er zur Stelle sein, wenn der nächste Krieg mit Deutschland ausbrach. Jedenfalls glaubte er immer deutlicher, Anzeichen für einen solchen Krieg zu er-

kennen. Zu den Zufällen, die für den späteren Weg de Gaulles bedeutsam wurden, zählt der Umstand, dass das 33. Infanterieregiment unterdessen von einem Oberst kommandiert wurde, der sich durch besondere Führungsqualitäten auszeichnete: dem 56jährigen Philippe Pétain, bekannt für seine Unabhängigkeit, seine Hartnäckigkeit gegenüber dem militärischen Establishment und auch für sein elegantes Auftreten, das ihn zum Frauenhelden werden ließ. Pétain lernte rasch die Intelligenz und die Hingebungsbereitschaft seines neuen Leutnants schätzen, und de Gaulle bewunderte die Art, wie sein Oberst das Regiment führte. Bei gemeinsamen Wochenend-Heimfahrten im Zug nach Paris ging das Gespräch zwischen den beiden bald über das Dienstliche hinaus.

Als der Große Krieg im August 1914 mit einem deutschen Vormarsch durch Belgien begann, sah sich de Gaulle in seinen Befürchtungen bestätigt. Fest entschlossen, die Bewährungsprobe zu bestehen und dabei militärische Karriere zu machen, wurde er gleich bei der ersten Feindberührung in den Ardennen vor der Brücke von Dinant am 19. August mit der mörderischen Realität des Krieges konfrontiert. »Ich bin gerade die 20 Meter bis zur Brücke gerannt«, schrieb er zwei Wochen später auf,

»als es mich am Knie wie ein Peitschenschlag trifft, der mir den Fuß wegreißt. [...] Ich falle, und der Sergeant Debout fällt auf mich, zu Tode getroffen. Eine halbe Minute lang ist um mich herum ein entsetzlicher Hagelschlag von Kugeln. Ich höre sie hinter, vor und neben mir auf das Pflaster und das Geländer platzen. Ich höre sie auch mit dumpfem Geräusch in die Leichen und die Verwundeten eindringen, die auf dem Boden herumliegen. [...] Ich mache mich von meinen Nachbarn los, den Toten und den kaum noch Lebenden, und dann krieche ich unter dem gleichen Hagelschlag, der nicht aufhört, zur Straße. [...] Wie ich auf dem Weg nicht wie ein Schaumlöffel durchlöchert worden bin, das wird für immer mein Leben schwer belasten.«⁴

Tatsächlich hatte eine Kugel sein rechtes Wadenbein getroffen und den Ischias-Nerv gelähmt, sodass er operiert werden musste. Im Hospital notierte er sich, was geschehen war. Erst

Anfang Oktober, nachdem der deutsche Vormarsch an der Marne gestoppt worden war, konnte er zu seinem Regiment zurückkehren. Den Stellungskrieg, zu dem die französische Armee mit Ablauf des Jahres 1914 gezwungen war, ertrug er nur schwer. Mehr als einmal ließ er sich zu eigenmächtigen Attacken hinreißen, ohne das Risiko von Vergeltungsschlägen zu bedenken. Am 10. März 1915 wurde er bei einem Gefecht bei Mesnil-les-Hurlus ein zweites Mal verletzt, diesmal an der linken Hand. Eine Infektion des Unterarms zwang ihn, weitere zwei Monate im Krankenhaus zu verbringen. An seiner Entschlossenheit und gelegentlichen Tollkühnheit änderte sich dadurch nichts. »Der Friede wird nur von uns diktiert werden«, schrieb er, unterdessen zum Hauptmann befördert, am 23. November 1915 an seine Mutter,

»und wir müssen unsere Herzen hart werden lassen und allen unseren Schneid zusammennehmen, um die vielen Versuchungen zurückzuweisen, die uns ein geschickter Feind jetzt offeriert.«⁵

Nachdem die Deutschen am 21. Februar 1916 ihren Sturmangriff im Norden von Verdun begonnen hatten, wurde der Hauptmann de Gaulle mit dem 33. Infanterieregiment an einen Frontabschnitt vor dem Fort von Douaumont geschickt, um dort ein erschöpftes Regiment abzulösen. Noch während er die Lage erkundete und die Soldaten der von ihm geführten 10. Kompanie ihre Schützengräben aushoben, gerieten sie am Morgen des 2. März in einen mörderischen Granatenhagel. Ganze 37 von den 180 Mann der Kompanie überlebten. De Gaulle sammelte die Reste seiner Mannschaft und wagte dann, von den Deutschen mehr und mehr umzingelt, einen Ausbruch. Im Nahkampf wurde sein linker Oberschenkel von einem Bajonett durchstoßen, dann explodierte eine Granate, und er sackte zusammen. Der Regimentskommandeur meldete seinen Tod.

Tatsächlich war ein Feldwebel, der direkt hinter ihm stand, tödlich getroffen worden. De Gaulle selbst war von dem wahnsinnigen Schmerz des Bajonettstichs lediglich in Ohnmacht gefallen. Als er wieder zu sich kam, standen junge

preußische Soldaten um ihn herum, und ein Regimentsarzt gepflegte ihn. Zusammen waren sie in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten. Das war nun eine Situation, die so gar nicht zu den Ambitionen des Connétable passte: Frankreich in der äußersten Kriegsanstrengung, und er zur Untätigkeit verurteilt, auf halben Sold gesetzt, ohne Aussicht auf weitere Beförderung, den Schikanen der verachteten Deutschen ausgeliefert, hilflos angesichts all der Schwächen der militärischen und politischen Führung und der Unzuverlässigkeit der Verbündeten, die er zu beobachten glaubte. Nachdem er zunächst einige Wochen in einem Hospital in Mainz verbracht hatte, unternahm er in den 32 Monaten seiner Kriegsgefangenschaft nicht weniger als fünf Fluchtversuche. Entsprechend häufig wurde er verlegt, und er verbrachte auch nicht wenige Tage in verschärfter Kerkerhaft.

Die Mitgefangenen erlebten de Gaulle ähnlich wie seine Mitschüler in Saint-Cyr sechs Jahre zuvor: freundlich und korrekt, aber auch unnahbar, beeindruckend durch die Breite seiner Kenntnisse und die Schärfe seiner Analysen, aber auch hochfahrend. Ohne zu wissen, dass sie nicht die ersten waren, nannten auch sie ihn den »Connétable«. Niemand wagte es, ihn anders als mit dem formellen »Sie« anzureden, und niemand scheint ihn je unbekleidet gesehen zu haben.

Erneut verbrachte er viel Zeit mit Lektüre. Er nutzte die Möglichkeiten, sich so viel von der deutschen Kultur anzueignen, wie nur eben möglich war. Mehr denn je fand er Gelegenheit zur Entwicklung eigener Gedanken, die er in einem Notizheft festhielt. Darin beschwor er einmal mehr Selbstbeherrschung als Voraussetzung für Erfolg und Verslossenheit als Bedingung für Autorität: »Der Chef ist derjenige, der nicht redet.«⁶ Er sympathisierte mit der Idee einer »organischen Regierung«, die die Nation in ihrer Gesamtheit »am besten« repräsentiert. Und er ließ viel Verständnis für den Spruch des alten Heraklit erkennen, wonach der Krieg der Vater aller Dinge sei.

Besondere Originalität entwickelte der unruhige Gefangene bei den Analysen des Kriegsgeschehens, die er auf der Grund-

lage von Zeitungsausschnitten, offiziellen Kommuniqués, Berichten der Mitgefangenen und eigener Erinnerung erstellte und von Dezember 1916 bis Juni 1917 vor Offizieren und selbst Generälen präsentierte. Darin sparte er nicht mit Kritik an unzureichender Vorbereitung und wenig durchdachten Entscheidungen einzelner Kommandeure und prägnanten Urteilen zu der französischen Kriegführung im Ganzen. Vor allem aber beschäftigte er sich mit den Schlussfolgerungen, die sich aus den Neuerungen der modernen Kriegstechnik für die Entwicklung einer optimalen Strategie ergaben. Die Aufgabe der Luftwaffe sah er vor allem in der Aufklärung: Sie sollte für eine optimale Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie sorgen und für eine optimale Information der Kommandozentrale.

Die letzten Kriegswochen im Herbst 1918 verbrachte der Connétable in der Festung Wülzburg (zwischen Nürnberg und Ingolstadt gelegen). Nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands am 11. November kehrte er über die Schweiz nach Paris zurück und blieb dann einige Wochen mit seinen Geschwistern auf dem Landsitz *La Ligérie* in der Dordogne, den sein Vater für die Familie gemietet hatte. Auch seine drei Brüder hatten den Krieg überlebt, Xavier der älteste wie er als Hauptmann, Jacques als Oberleutnant und Pierre als Kadett. In die Erleichterung über den glücklichen Ausgang des Krieges mischte sich freilich das Bedauern, dass ausgerechnet er, der einzige Berufssoldat unter den Brüdern, nicht mehr zum Sieg beigetragen hatte. Nach einigen Momenten des Zweifels blieb er aber der Offizierslaufbahn treu: Schließlich hatte er nichts anderes gelernt, und außerdem war er davon überzeugt, dass eine starke französische Armee weiterhin gebraucht werden würde. »Ich beende diesen Krieg«, gestand er seiner Mutter,

»mit überbordenden Gefühlen allgemeiner Fremdenfeindlichkeit und von der Überzeugung durchdrungen, dass wir auf den klug durchdachten Einsatz unserer militärischen Macht zurückgreifen müssen, um uns Respekt zu verschaffen.«⁷

Anfang 1919 bewarb er sich daher um eine Abordnung nach Polen, wo französische Instrukteure General Józef Piłsudski hel-